

1 Funktionen des Erzählens I: Probleme der Narratologie

Dieses Kapitel entwickelt eine historisch fundierte narratologische Systematik, die den Zusammenhang von Erkennen und Erzählen für Goethes frühe literarische und naturwissenschaftliche Erzählungen untersuchen kann. Das Ziel dieser Systematik ist es, die Interdependenz zwischen naturwissenschaftlichen und literarischen Erzählungen auf der Verfahrensebene beschreibbar zu machen. Dabei erhebt der Ansatz nicht den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, sondern versteht sich als ein Vorschlag mittlerer Reichweite und ist auf das Korpus dieser Arbeit zugeschnitten. Dafür verbinde ich systematische mit historischen Herangehensweisen, um das Verhältnis von Erkennen und Erzählen an den drei Aspekten von Ort, Folge und Modus zu bestimmen. Diese drei Begriffe leite ich in einem ersten Schritt anhand etablierter narratologischer Systematiken her. Sie dienen dazu, die Kategorien von Stimme, Zeit und Modus zu erweitern, weil gerade an den begrifflichen Grenzen der Narratologie das Erkennen unhintergehbar ist. In einem zweiten Schritt wird diese systematische Neukonturierung durch eine Historisierung ergänzt, wobei ich formgeschichtliche mit theoriegeschichtlichen Ansätzen in den rezenten Bemühungen um eine historische Narratologie verbinde.¹ Gerade das Erzählen erfährt in den Poetiken des achtzehnten Jahrhunderts grundlegende Beachtung – verbunden mit einer Aufwertung des Romans und einer Rekonfiguration der Fabel. Dass diese Aufwertung genau an den Aspekten von Ort, Folge und Modus ansetzt, soll das Unterkapitel anhand einschlägiger Texte von Lessing, Blanckenburg und Engel zeigen. In einem dritten Schritt werden schließlich mit Baumgarten, Herder und Kant die Probleme von Ort, Folge und Modus in der zeitgenössischen Erkenntnistheorie skizziert, die an ihren Grenzen das Erzählen einschaltet – und zwar in doppelter Hinsicht: sowohl als Gegenstand ihrer Überlegungen als auch als Darstellungsform. In einem vierten Schritt fasse ich die Ergebnisse der systematischen wie der historischen Überlegungen zusammen. Damit lassen sich die Erzählverfahren, die das Erkennen reflektieren, an allen drei systematischen Aspekten der Arbeit beschreiben: Ort, Folge und Modus (s. Tab. 2).

Im ersten Schritt untersuche ich so die Systematik der strukturalistischen Narratologie Genette'scher Prägung mit einem Seitenblick auf ihre postklassischen Weiterentwicklungen.² Dabei möchte ich zeigen, dass in dieser Systema-

1 Vgl. Werner 2015, 79–84; Grüne 2018, bes. 19–92.

2 Wie Scholes anmerkt, zählt Genette zum „low structuralism“ und war deshalb – anders als viele Vertreter des reinen Strukturalismus – so anschlussfähig und erfolgreich. Auch wenn ich mir Seitenblicke auf Weiterentwicklungen und Kritik erlaube, bleibt der Fokus meiner Arbeit

Tab. 2: Disposition des narratologischen Arguments.

	Narratologie	Poetologie	Epistemologie	Verfahren
<i>Ort</i>	Stimme	Lessing: Fabel	Baumgarten: Ästhetik	Metalepse
<i>Folge</i>	Zeit & Motivierung	Blanckenburg: Roman	Herder: Geschichte	Syllepse
<i>Modus</i>	Mittelbarkeit & Perspektive	Engel: Gespräch & Erzählung	Kant: Philosophie	Paralepse

tik immer wieder erkenntnistheoretische Probleme eine Rolle spielen, ohne dass Genette sie expliziert. Ich möchte auf diese Art und Weise die Systemstellen bestimmen, an denen die Narratologie auf das Erkennen stößt. Die erste Frage, die sich dieses Kapitel damit stellt, ist die klassische Frage nach dem Erzähler, mit der traditionell Fragen des Erkennens einhergehen: Wer spricht in einem narrativen Text auf der Basis welchen Wissens und mit welcher epistemologischen Lizenz? Dieser Frage nähere ich mich funktional, indem ich – statt die Aussageinstanz zu profilieren – die Funktionen bestimmter Textelemente untersuche, die auf diese Instanz verweisen. Diese Funktionen des Erzählens bilden das theoretische Fundament der Arbeit und werden erstens erläutert (1.1). Darauf anschließend bestimme ich zweitens den Ort des Erzählens unter dem Aspekt der Stimme (1.2). Drittens analysiere ich unter dem Stichwort der Folge, wie ein Erzähltext Temporalität und Motivierung produziert (1.3). In einem vierten und letzten Schritt beschäftige ich mich unter dem Aspekt des Modus mit den verschiedenen Möglichkeiten der Distanzierung und Perspektivierung, die eine Erzählung darstellen kann (1.4). Es geht also mit den Begriffen Ort, Folge und Modus immer um die Abbildung des Erkennens in den Systematiken des Erzählens. Das legt die Vermutung nahe, dass den Funktionen des Erzählens eine epistemologische Basisfunktion zugrunde liegt. Dieser Grundierung widmet sich das folgende Kapitel.

1.1 Wer spricht? Erzählfunktionen bei Genette und Hamburger

Wer spricht? Eine mindestens umstrittene, wenn nicht die grundlegende Frage der Narratologie ist die Frage nach dem Erzähler in narrativen Texten.³ Gerade

klar auf der Genette'schen Typologie. Vgl. Scholes 1974, 157 f. Zu einer breiteren und einführenden Positionierung vgl. Geisenhanslücke 2013, 84 f.; Chihaiia 2010. Zu Differenzen und Anschlussmöglichkeiten von Genette an die postklassische Narratologie vgl. Pier 2010, bes. 9 f.

³ Den Problemen dieser Frage widmet die Einführung von Lahn/Meister ein Kapitel, obgleich sie trotzdem die Frage nach dem ‚Wer erzählt?‘ prominent stellen. Vgl. Lahn/Meister 2016, 78–87.

für Texte mit unanschaulichen Erzählinstanzen gilt dabei, dass diese Frage nur indirekt beantwortet werden kann, indem bestimmte Elemente im Erzähltext auf eine Aussage- bzw. Erzählinstanz hinweisen. Das heißt auch, dass die Vorstellung einer der Erzählung vorausgehenden Erzählinstanz, die unabhängig von ihrer Erzählung existiert, in unlösbare Aporien und simplifizierende Anthropomorphismen führt. Ein funktionaler Begriff des Erzählers erlaubt es, diese sich in unzähligen Systematisierungs- und Bezeichnungsversuchen der Narratologie manifestierenden Probleme⁴ zu vermeiden. Darüber hinaus ermöglicht er es, die Textverfahren genauer zu beschreiben, welche den Eindruck eines Erzählers erzeugen, statt sein Profil auf anthropomorpher Basis zu bestimmen. Bevor also mit der Stimme auf den eigentlichen Ort der Erzählfunktion in Genettes narratologischer Systematik eingegangen werden soll, ist der Begriff der Erzählfunktion im Rückgriff auf Genette und Hamburger zu erläutern.

Eine Typologie der Erzählfunktionen hat Gérard Genette im *Diskurs der Erzählung* in einem von der Forschung nur wenig fruchtbar gemachten Unterkapitel zur Kategorie der Stimme vorgelegt; ihre typologischen Differenzierungen konturieren das epistemologische Profil des Erzählers. Genette postuliert – angelehnt an Roman Jakobsons Funktionen der Sprache – fünf nicht strikt voneinander zu trennende Erzählfunktionen, die zwar noch unter dem Titel „Funktionen des Erzählers“⁵ firmieren und damit auf die *officia oratoris*, das heißt auf die Aufgaben oder Pflichten des Redners in der klassischen Rhetorik, verweisen. Allerdings deuten diese Funktionen bereits im Kontext der Behandlung der Stimme eine grundlegende Verschiebung der narratologischen Systematik an. Nicht mehr wird – wie in vielen erzähltheoretischen Einführungen – gefragt: Wer spricht? Vielmehr wird gefragt: Welche Funktionen erfüllt die Aussageinstanz in Bezug auf die Darstellung ihrer Erzählung? Damit reformuliert Genette das Konzept der Stimme anhand der Struktur des *hysteron proteron*, indem er spätere Textelemente auf eine ihnen vermeintlich vorangehende Erzählinstanz hochrechnet.⁶

Die erste Funktion nennt Genette die narrative Funktion. Sie bezeichnet lediglich die Vermittlung der Geschichte und damit die erste und grundlegende Aufgabe des Erzählers.⁷ Diese Funktion kann am ehesten mit einer mehr oder

⁴ Für einen Überblick vgl. den Eintrag im Living Handbook of Narratology (Margolin 2014) und die dort geführte Diskussion. Eine Polemik des Begriffs gibt Weimar 1994; die historischen Grundlagen erhellt Traninger 2013, bes. 189–197.

⁵ Genette 1998, 183.

⁶ Zu den Problemen des Konzepts und seiner Rezeption vgl. Kraglund 2011; Hansen/Iversen/Nielsen/Reitan 2011.

⁷ Vgl. Herman 2002, 327.

weniger anschaulichen Erzählinstanz besetzt werden. Neben der narrativen Funktion unterscheidet Genette vier „extra-narrative[]“⁸ Erzählfunktionen, die von keinem Erzählakt zu trennen sind, dabei aber immer von der ersten, im eigentlichen Sinn narrativen Funktion abhängen. Die zweite Funktion bezeichnet die Organisation der erzählten Ereignisse, die ebenfalls mit dem Erzählen einhergeht. In Anlehnung an Georges Blin nennt Genette diese zweite Funktion Regiefunktion. Denn jeder Text reflektiert seine „Gliederungen, Verbindungen und wechselseitigen Bezüge, kurz seine innere Organisation“⁹ vorwiegend explizit in metanarrativen Erzählerkommentaren, aber stets auch implizit – jeder Erzähler ist also auch Regisseur. Damit baut die Funktion auf Jakobsons metasprachlicher Funktion auf, die sich auf den Code bezieht und die Regeln der Zuordnung von Bedeutung reflektiert. Drittens geht Genette von einer kommunikativen Funktion aus: Jedes Erzählen ist an einen Adressaten gerichtet, der im Erzählen unterschiedlich, etwa durch Adressen oder Apostrophen, hergestellt wird – jeder Erzähler ist also auch Kommunikator. Diese Funktion schließt an Jakobsons konative und phatische Funktionen an, da sie sowohl den Kontakt versichert als auch ihre Adressaten produziert. Viertens kommt keine Erzählung ohne eine so genannte testimoniale oder Beglaubigungsfunktion aus, in der das Wissen vom Erzählten reflektiert bzw. legitimiert wird – jeder Erzähler ist also auch Zeuge. Dabei schließt Genette an Jakobsons emotive Funktion an, die den Anteil des Erzählers an seiner Geschichte bezeichnet. Mit dieser Selbstkundgabe des Erzählers hängt die letzte Funktion zusammen, die aber nicht das Wissen von den erzählten Ereignissen beglaubigt, sondern diese in normative Zusammenhänge einordnet. Konsequenterweise nennt Genette diese Funktion die ideologische Funktion, die Elemente der erzählten Geschichte bewertet – jeder Erzähler ist schließlich auch Ideologe.¹⁰

Bezeichnenderweise spielen in Genettes Systematik die beiden wichtigsten Jakobson'schen Funktionen keine Rolle: Zum einen klammert er die referentielle Funktion aus, weil sich Genette – wenn auch nur implizit – ausschließlich mit fiktionalen narrativen Texten beschäftigt und sich darüber hinaus für die Gegenstände dieser Erzählungen nicht interessiert. Folgenreicher ist die zweite Elision, weil zum anderen die poetische Funktion zumindest explizit keine Rolle spielt. Implizit aber basiert Genettes erste narrative Funktion genau auf dem Leistungsprofil von Jakobsons poetischer Funktion, der es um das *Wie* einer sprachlichen Botschaft, genauer: um die „Dichotomie von Zeichen und Objek-

⁸ Genette 1998, 185.

⁹ Genette 1998, 183.

¹⁰ Zu den Implikationen dieser Funktion vgl. Cohn 2000.

ten“¹¹ geht. Jede sprachliche Äußerung operiert laut Jakobson mittels Selektion und Kombination; die Projektion des Prinzips der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination beschreibt die poetische Funktion: „Äquivalenz wird zum konstitutiven Mittel einer Sequenz erhoben.“¹² Folglich bildet die poetische Funktion Sequenzen, die vor allem durch Wiederholung auf sich selbst zurückverweisen. Genau das leistet Genettes allerdings nicht näher bestimmte narrative Funktion: Sie verweist im narrativen Text auf die Spezifika der ihr zugrundeliegenden „narrative[n] Poetik“,¹³ der sich Genette im gesamten *Diskurs* widmet. In der Diskussion dieser narrativen Poetik ereignet sich in Genettes Systematik allerdings ein weitreichender kategorialer Fehler, der von den Formen und Funktionen des Erzählens zu seiner Semantik und damit weit weg von erkenntnistheoretischen Reflexionen führt. Poetik und Referenz werden damit zum Testfall für die narratologische Systematik: Wo die Referenz verabschiedet wird, ist die Poetik das geheime Zentrum des Systems. Im Unterkapitel zur Stimme versteckt sich damit der Schlüssel zu Genettes gesamter narratologischer Systematik in ihrer Arbeitsteilung, indem er mit den Funktionen des Erzählers das Leistungsprofil narrativer Texte vermisst.

Funktionen sind für Genette Rückschlüsse von Textelementen oder Aussagen auf ihre Aussageinstanzen. Damit beschreiben Erzählfunktionen einen Zuschreibungsmechanismus, der bestimmten Aussagen eine integrale Funktion für den narrativen Text unterstellt, weil sie im weitesten Sinn zur Bedeutungsbildung beiträgt. Diese Funktionen sind bei Genette durchaus konkret im Sinne von Aufgaben eines Erzählers gedacht, der durch Rückschlüsse seiner Aussagen Profil gewinnt: Ordnung stiften, Kommunikation erhalten, Zeugnis ablegen und einen ideologischen Rahmen bilden. Alle Funktionen steuern so mit ihren spezifischen Aufgaben für die Erzählung die Informationsvermittlung über die erzählte Welt. Das Wissen von der erzählten Welt wird damit im Umkehrschluss funktional legitimiert.¹⁴

Im *Neuen Diskurs der Erzählung* revidiert Genette die Systematik seiner Erzählfunktionen geringfügig, indem er vor allem Susan Suleimans Vorschlag folgt, die ideologische Funktion in die interpretative Funktion umzubenennen und damit ein Stück weit zu neutralisieren. Interessanter als diese terminologische Abschwächung ist Genettes Markierung seines Zuständigkeitsbereichs als Narratologe. Denn eigentlich haben die „extra-narrativen Funktionen [...] in

11 Jakobson 1971, 151.

12 Jakobson 1971, 153.

13 Genette 1998, 12.

14 Vgl. Manns 2013, 141–144.

einer Arbeit über den narrativen Diskurs nichts zu suchen“¹⁵ – sie fallen in den Aufgabenbereich der Fiktionstheorie.¹⁶ Diese Grenzziehung hindert Genette nicht daran, die ideologische respektive interpretative Funktion mit seinen Kategorien der Stimme und des Modus ins Verhältnis zu setzen, „um noch einmal klarzustellen, was sich im übrigen von selbst versteht“.¹⁷ Denn alle extranarrativen Funktionen treten laut Genette eigentlich nur in nullfokalisierten Erzählungen auf; Fokalisierung gleich welcher Art, die ja die Einschränkung der Perspektive des Erzählers auf eine Figur bezeichnet, verbietet „jede Einmischung des Erzählers“.¹⁸ Ebenso kommt die Beglaubigungsfunktion „eigentlich nur in der homodiegetischen Narration“¹⁹ vor, weil diese mit einem figuralen – und deshalb beglaubigungsbedürftigen – Erzähler operiert, während Erzählungen ohne Fokalisierung oder – wie im Fall der externen Fokalisierung – ohne Mithsicht ihr Wissen nicht legitimieren müssen. An dieser Stelle offenbart sich einer der größten blinden Flecken in Genettes Systematik. Denn offenkundig – und hier suchen die kategorial verdrängten semantischen Anteile das System heim – lassen sich Verbindungen zwischen den so genannten extranarrativen Funktionen und der narrativen Funktion ziehen.

Die Regiefunktion reguliert die Gestaltung der Zeit, indem sie die Ordnung der Erzählung – so durch Analepsen und Prolepsen –, die Dauer der Erzählung – also Anisochronien – oder die Frequenz – also „Wiederholungsbeziehungen“²⁰ – bestimmt. Ebenso sind Verbindungen der ideologischen bzw. interpretativen Funktion wie der Regiefunktion zu Kategorien des Modus denkbar. Kategorien der Stimme lassen sich darüber hinaus mit der extranarrativen Kommunikationsfunktion verbinden. Diese Verbindungen sind alles andere als unproblematisch, weil sie die Zuordnungsrelation umkehren: Die narrative Funktion ist nicht mehr die Basisfunktion, sondern von extranarrativen Funktionen abhängig. Das *hysteron proteron* der Stimme tritt hier als Reentry wieder in das System ein, ganz abgesehen davon, dass Genettes Argument munter die narratologischen Systemstellen wechselt. Damit zeigen sich jedoch zumindest theoretisch Verbindungen der extranarrativen Funktionen zu allen Basiskategorien in Genettes Systematik: Zeit, Modus und Stimme. Keine narrative Informationsvermittlung ist folglich epistemologisch neutral, weil die hier beschriebenen Verbindungen auf den Zugang zur erzählten Welt hinweisen, die nicht losgelöst

¹⁵ Genette 1998, 279.

¹⁶ Vgl. Genette 1992, bes. 11–40.

¹⁷ Genette 1998, 279.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Genette 1998, 81.

von Ein- bzw. Übergriffen des Erzählens zu denken sind. Diese Verbindungen geben so der narrativen Funktion des Erzählers und damit der Basisfunktion von Genettes Narratologie ein entscheidendes Profil: Erzählen ist nie frei von extranarrativen Funktionen – es vermittelt nicht einfach eine Geschichte, sondern schafft gleichzeitig einen Zugang zu dieser Geschichte. Der Erzähler erfüllt also nicht nur Aufgaben, er hat ein epistemologisches Profil. Ausgerechnet die nullfokalierte Erzählung und damit der präsupponierte Hort der Allwissenheit bzw. des unbeschränkten Zugangs zur erzählten Welt wird für Genette zum Beispiel der Thematisierung extranarrativer Funktionen. Die vermeintliche Nullstufe – eine von allen extranarrativen Funktionen gereinigte narrative Funktion – existiert nicht.

Die extranarrativen Funktionen am vermeintlichen Rand von Genettes narratologischer Systematik sind also nicht strikt von der narrativen Funktion und ihren spezifischen Formen zu trennen. Genau hier aber ist für eine Historisierung der scheinbar zeitlosen Erzähltheorie auf der Basis von historisch-spezifischer Erkenntnistheorie anzusetzen. Denn das Erkennen ist kein inhaltliches Phänomen, wenn etwa Figuren bei ihren Erkenntnisprozessen beobachtet werden, sondern mit der Erzählweise aufs Engste verbunden. Indem jedes Erzählen den Zugriff auf die erzählte Welt mit abbildet, ist sie immer von einer epistemologischen Funktion abhängig. Dementsprechend sollen Genettes Erzählfunktionen als Anknüpfungspunkt einer Historisierung dienen, die diese Darstellungsweisen ernst nimmt und sich weder in Rezeptionsästhetik noch historischer Poetik erschöpft oder sich auf das *Was* der Erzählung in Gestalt von Handlung und erzählter Welt konzentriert.²¹ Um den Zusammenhang von Erzählen und Erkennen historisch spezifisch für die Spätaufklärung zu beschreiben, greift Genettes typologische Skizze der Erzählfunktionen allerdings zu kurz, weil sie semantisch grundiert ist und deshalb potenziell unendlich viele konkrete Funktio-

21 Seit einigen Jahren bemüht sich die Narratologie vor allem von mediävistischer Seite unter dem Schlagwort der *histoire*-Narratologie um eine Historisierung ihrer Kategorien. Während auf diese Historisierung im zweiten Teil der Systematik genauer eingegangen wird, sei an dieser Stelle bereits auf die wichtigsten Anknüpfungspunkte meiner Überlegungen verwiesen: Haferland/Meyer 2010; darin v. a. Bleumer 2010, bes. 235–237; Bleumer 2015, bes. 214–218. Raphael Kuch legt einen anderen Vorschlag der direkteren Übertragung der Genette'schen Begriffe auf seinen Gegenstand – den frühneuzeitlichen illustrierten Roman – vor. Diese umstandslose Übertragung hat den entscheidenden Nachteil, dass sie die historischen wie systematischen Bedingungen der Genette'schen Begriffe nicht ins Kalkül zieht. Damit leistet Kuch weniger eine Übertragung des narratologischen Theoriegebäudes als ein Analysemodell, das problematische Kategorien des einen Systems mit funktional äquivalenten, aber darum nicht weniger problematischen Kategorien eines neuen Systems ersetzt (wie z. B. des ‚impliziten Illustrators‘, vgl. Kuch 2014, 23 u. ö.).

nen im Sinne von Aufgaben für den narrativen Text anführen könnte, sodass sie das Erzählen semantisiert, anstatt die grundlegende narrative Funktion genauer zu profilieren.

Ein abstrakteres, aber bis vor kurzem in ihren Implikationen weitgehend ignoriertes Konzept der Erzählfunktion hat Käte Hamburger in ihrer *Logik der Dichtung* vorgelegt.²² Im Gegensatz zu Genette, der Funktionen implizit als einer Instanz zugeschriebene Aufgaben und damit im Sinne von ‚Funktionen für‘ versteht, greift Hamburger in ihrem fiktionstheoretischen Ansatz auf einen deutlich abstrakteren, mathematischen Begriff der Funktion im Sinne von ‚Funktionen von‘ zurück. Eingebettet sind diese Funktionen bei Hamburger in ein anderes Konzept von Sprache. Statt Sprache als Teil eines Kommunikationsmodells zu begreifen, versteht Hamburger Sprache als Aussage, genauer als eine Relation von Aussagesubjekt und Aussageobjekt.²³ Einen Sender oder Empfänger – und damit den pragmatischen Kontext einer Aussage – denkt sie in diesem Zusammenhang nicht. Die Frage „Wer spricht?“ macht in Hamburbers Theorie folglich keinen Sinn mehr: „Keiner spricht“, ist ihre Entgegnung – zumindest nicht, wenn es sich um fiktionales Erzählen handelt.²⁴ Denn beim fiktionalen Erzählen besteht kein „Relations- und das heißt Aussageverhältnis“,²⁵ von einem gar anthropomorisierten Erzähler auszugehen, sei ein grundlegender Fehlschluss im Zuge „metaphorische[r] Scheindeskriptionen“.²⁶ Gegen diese Vorstellung eines figural gedachten Erzählers postuliert Hamburger:

Das Erzählen [...] ist eine Funktion, durch die das Erzählte erzeugt wird, die Erzählfunktion, die der erzählende Dichter handhabt wie etwa der Maler Farbe und Pinsel. Das heißt, der erzählende Dichter ist kein Aussagesubjekt, er erzählt nicht von Personen und Dingen, sondern er erzählt die Personen und Dinge [...]. Zwischen dem Erzählten und dem Erzählen besteht kein Relations- und das heißt Aussageverhältnis, sondern ein Funktionszusammenhang.²⁷

Die Erzählfunktion ist dementsprechend nicht einfach ein „Ersatzbegriff für Erzähler/Sprecher“,²⁸ sondern als eine Zuordnungsvorschrift im mathematischen Sinn zu verstehen.²⁹ Zuordnungsvorschrift meint in diesem Zusammenhang

²² Vgl. Dane 2000; Scheffel 2003; Löschner 2013, bes. 9–24; Albrecht/Löschner 2015; Albrecht 2015; Vasić Daki 2005.

²³ Vgl. Hamburger 1968, 28–35, bes. 34; auch 114 f.

²⁴ Vgl. Löschner 2013, 25–33.

²⁵ Hamburger 1968, 74.

²⁶ Hamburger 1968, 77.

²⁷ Hamburger 1968, 113.

²⁸ Löschner 2013, 34.

²⁹ Dass Hamburger dabei selbst auf Cassirers Symbolbegriff rekurriert und dabei deutlich neukantianisch denkt, hat die jüngste Forschung herausgearbeitet. Vgl. Löschner 2013, 36–39;

leidlich abstrakt, dass eine bestimmte Größe auf eine zweite Größe abgebildet wird und damit potenziell unendlich viele Werte erzeugt. Damit stehen die Regeln im Vordergrund, nach denen diese Zuordnung erfolgt, nicht aber die Instanz, die diese Zuordnung leistet. Hamburger zufolge bilden Erzähltexte also Zuordnungsvorschriften ab, ohne dass diese Zuordnungen in ein kommunikatives Setting zu integrieren sind, das außerhalb der Erzählung liegt.³⁰ Zuordnung meint folglich (anders als bei Genette) keinen Rückschluss über die verschiedenen Ebenen hinweg, also von Erzählung auf das Erzählen bzw. den Erzähler, sondern eine Schließbewegung auf derselben Ebene. Mit dem Begriff der Erzählfunktion trennt Hamburger folglich zwei Operationen narrativer Texte voneinander: Erzeugen und Erkennen. An die Stelle eines Erzählers tritt eine fiktive Ich-Origo, ein Ort innerhalb der Erzählung, von dem aus erzählt wird. Dieser Ort – die Abbildung des Erkennens in der Erzählung – ist aber von einer Erzählfunktion abhängig, das heißt erzeugt, darum aber nicht identisch mit dem Erzeugen. Das Erzählen als die Vorstellung, jemand erzähle eine Geschichte, ist durch das Erzählte erzeugt. Das meint den oben zitierten Funktionszusammenhang, womit Hamburger Erkennen und Erzeugen für die narrative Fiktion auf verschiedenen Ebenen abbildet.

Streng genommen hat in Hamburgers Modell jeder fiktionale Erzähltext im Rückgriff auf Karl Bühlers Organonmodell zwar „eine oder mehrere Erlebnis[instanzen], jedoch keine Erzählinstanz. Die Erlebnisinstanzen leihen dem Erzählen gewissermaßen ihr Erlebnis- und Wahrnehmungsprofil.“³¹ Mit Hamburgers Rekurs auf den Erlebnisbegriff wird deutlich, wie sie Bühlers Konzept der Ich-Origo umdeutet. Der Begriff bezeichnet nun nicht mehr lediglich eine „rein perspektivisch bestimmte Ich-Jetzt-Hier-Origo“,³² sondern wird existenzphilosophisch aufgeladen. Abstrahiert kann diese Aufladung als Abbildung von Erkenntnisprozessen gedeutet werden: Wahrnehmung und Wissen sind an dieser Stelle nicht zu trennen.³³ Damit ist Hamburgers grundlegende, anhand von Verben der inne-

Albrecht 2015. Zu ihrem Theorem der Erzählfunktion, ihrem innovativen Potenzial im Kontext der frühen deutschsprachigen Erzähltheorie und ihrem Verweis auf Goethes „Rhapsoden hinter dem Vorhang“ vgl. Werle 2015, 104–106.

30 Das fiktionstheoretische Argument, das Hamburgers Erzählfunktion zugrunde liegt und die Differenzierung von Wirklichkeitsaussage und Fiktionsaussage beschreiben will, soll für den hier verfolgten Zusammenhang nicht diskutiert werden, weil es mir eher um die Verfahren geht, die Hamburger beschreibt, als um ihre Konsequenzen. Auf der Ebene der Erzählverfahren zeigt sich nämlich, dass Goethe sowohl in seinen literarischen wie nichtliterarischen Texten mit ähnlichen Strukturen operiert, welche die Differenz von Fiktion und Nichtfiktion unterlaufen.

31 Löschner 2013, 40. Zur Relation von Hamburger und Bühler vgl. auch Bockwinkel 2015, 236–239.

32 Löschner 2013, 48.

33 Vgl. Martínez/Scheffel 2016, 68.

ren Vorgänge entwickelte Definition der narrativen Fiktion in das Argument zu integrieren: „*Die epische Fiktion ist der einzige erkenntnistheoretische Ort, wo die Ich-Originalität (oder Subjektivität) einer dritten Person als einer dritten dargestellt werden kann.*“³⁴ Folgt man Claudia Löschners wissenschaftsgeschichtlicher Einordnung, ist damit nicht weniger gemeint als die Subjektwerdung von Personen bzw. Figuren, die sonst immer nur Objekte eines Wirklichkeitserlebens bleiben.³⁵ Eine Erzählfunktion erzählt nicht von ihren Gegenständen – sie erzählt ihre Gegenstände, indem sie ihnen ein epistemologisches Profil verleiht. Die Produktion dieses Profils durch die Verbindung verschiedener Ich-Origines leistet keine anthropomorphisierte oder personal gedachte Erzählinstanz, sondern eine Funktion: eine Zuordnungsvorschrift. Rüdiger Campe konkretisiert Hamburgers Zuordnungsvorschrift in einer Reihe mit Georg Lukács und Clemens Lugowski, indem er sie als den Prozess einer Stellvertretung von Erzähler und Person beschreibt:

Der Erzähler ist also überhaupt keine Person, weder eine erzählte, noch eine aktuell erzählende. Der Erzähler ist, sagt Hamburger, eine Funktion. Dass es einen Erzähler gibt, ist eine formelle Einrichtung, die systematisch zum Erzählen, zur Möglichkeit einer Wirklichkeit zweiter Stufe, dazu gehört.³⁶

Alle relationalen Elemente – Hamburger denkt vor allem an Tempusformen, temporale und lokale Adverbiale – sind nicht auf eine Erzählerfigur zurückzuführen, sondern bezeichnen eine epistemologische Relation. „Der Erzähler“, folgert Campe, „ist keine Person, sondern eine Instanz möglicher Rede“.³⁷ In der modalen Bestimmung liegt das für meinen Zusammenhang entscheidende Argument, weil in der Möglichkeit auf die Struktur des Erzählens verwiesen wird – und hier Hamburgers mathematisches Funktionsverständnis Anschauung erhält. Die Figuren einer Erzählung werden zu Punkten, die der Erzählfunktion mit ihrer Ich-Jetzt-Hier-Struktur Orientierung verleihen.

Jede Aussage ist – im Bühler'schen Sinn – leibgebunden; indem Hamburger diese Leibgebundenheit existenzphilosophisch auflädt, grundiert sie den Begriff der Erzählfunktion epistemologisch. Jeder Aussage ist eine spezifische Form des Erkennens zugeordnet. Die Basis der Zuordnungsvorschrift ‚Erzählfunktion‘ ist also das Erkennen. Mit anderen Worten: Die Erzählfunktion ist auf der Ebene ihrer Darstellung eine epistemologische Funktion, weil sie einen bestimmten Ort des Erkennens auf die erzählte Welt immer mit entwirft. Um die-

³⁴ Hamburger 1968, 73.

³⁵ Vgl. Löschner 2013, 76.

³⁶ Campe 2014, 189.

³⁷ Campe 2014, 190.

sen Übersprung leisten zu können, setzt das Erzählen als „Gestaltungsfunktion“³⁸ verschiedenste Formen und Techniken ein. Diese gilt es im Folgenden zu analysieren.

Hamburgers Begriff der Erzählfunktion stellt demnach eine Radikalisierung von Genettes Erzählfunktionen dar, indem keine Erzählinstanz Aufgaben für die Erzählung übernimmt, sondern indem jedes Erzählen bestimmte Zuordnungsvorschriften setzt. Diese Zuordnungsvorschriften werden im fiktionalen narrativen Text nicht durch eine ihm vorgängige und anschauliche Aussageinstanz, sondern durch die Art und Weise der Darstellung markiert. Dieser Sprung auf die Darstellungsebene, den Genette mit seiner Trennung von extranarrativen Funktionen und narrativer Funktion ablehnt und der ihm gleichwohl permanent unterläuft, ist für Hamburgers Funktionsbegriff kennzeichnend. Freilich ist dieser Sprung nur durch eine radikale Entsemantisierung der Erzählfunktion denkbar. Im Gegensatz zum Erzähler oder zur Erzählinstanz ist eine Erzählfunktion weder abgeschlossen noch homogen noch anthropomorph; sie ist keine globale Kategorie, sondern zunächst auf Satzebene zu suchen. Im nächsten Schritt gilt es also zu fragen, inwiefern eine dergestalt abstrakte Erzählfunktion als Instanz möglicher Rede mit den in narratologischen Systematiken explorierten Techniken zusammenhängt und inwiefern eine solche „Re-Rhetorisierung“³⁹ der allgemeinen Formproblematik des Romans das epistemologische Profil des Erzählens beschreibbar macht. Wenn ich im Folgenden also von Erzählfunktion spreche, meine ich nie einen Ersatzbegriff für Erzähler oder Erzählinstanz, sondern immer eine Zuordnungsvorschrift, die epistemologisch grundiert ist.

1.2 Der Ort des Erzählens: Formen der Stimme

An der Systemstelle der Stimme untersucht die Narratologie den Ort des Erzählens in narrativen Texten. An ihr wird zuerst deutlich, dass die Abbildung des Erzählens ohne die Reflexion des Erkennens – sei sie implizit oder explizit – nicht auskommt. Eingeführt wurde die Kategorie durch Genette, der mit dem Begriff der Stimme nach eigenem Bekunden die „heikelsten Diskussionen“⁴⁰ ausgelöst hat. Denn obwohl er in seiner für die Narratologie maßgeblichen Prä-

³⁸ Hamburger 1968, 104.

³⁹ Campe 2014, 193. Zu Genettes Konzept der Rhetorik vgl. Harlos 1986; zum Verhältnis von Rhetorik und Narratologie vgl. Traninger 2013, bes. 197–199.

⁴⁰ Genette 1998, 245.

gung des Begriffs zwar vor dessen „psychologischen Konnotationen“⁴¹ deutlich warnt und die Stimme zunächst als „Beziehung [einer Aussage] zum Subjekt (oder allgemeiner zur Instanz) des Aussagevorgangs“⁴² definiert, muss Genette bald feststellen, dass „[d]ie Stimme des Erzählers [...] immer als die einer Person gegeben [ist], mag sie auch anonym sein“⁴³. Wahr bezeichnet die Stimme damit ein „strukturelles Beziehungsgefüge“⁴⁴ zwischen der Erzählinstanz und ihrer Erzählung. Allerdings geht Genette bereits von einem Rückschluss aus und löst sich damit von einer personal gedachten Erzählinstanz, indem die Stimme in „Spuren“ zu suchen sei, „die sie in dem narrativen Diskurs, den sie angeblich hervorgebracht hat, (angeblich) hinterlassen hat“.⁴⁵ Damit zeigt sich ein eigen-tümlicher Spagat in Genettes Behandlung der Stimme: Sie bezeichnet zwar den Urheber der Erzählung, ist aber nur über Spuren in ihrer Erzählung zu erschließen.⁴⁶ Die Funktionen, die Hamburger mit Erzeugen und Erkennen systematisch trennt, sind also in Genettes Konzept der Stimme verbunden. Denn sie bezeichnet den Ort, von dem sowohl erzählt als auch das erzählte Geschehen erkannt wird. Zugleich ist die extradiegetische Instanz notwendig unanschaulich: Sie darf nicht erzählt werden, weil sie selbst erzählt. An der Systemstelle der Stimme sollen im Folgenden die Voraussetzungen und Funktionen des Erkennens für das Erzählen dargelegt werden.

Drei Aspekte behandelt Genette, wenn er die Stimme eines Erzähltextes lokalisiert: den Zeitpunkt, den Standpunkt und das Verhältnis der Narration zur Erzählung wie zur erzählten Geschichte.⁴⁷ Der letzte relationale Aspekt ist eng mit der Frage nach dem narrativen Adressaten verbunden. Sie weist darauf hin, dass Genette mit der Stimme die von Tzvetan Todorov übernommene dyadische Differenzierung von *discours* (also dem ‚Wie‘ des Erzählers) und *histoire* (dem ‚Was‘ des Erzählers) zu einem triadischen Modell erweitert, indem er den *discours in narration* – den „produzierenden narrativen Akt“⁴⁸ der Stimme – und *récit* – die von der Stimme abhängige Erzählung – unterteilt. Mit der Trennung von *récit* und *narration* ist die Grundlage der Stimme angesprochen: das narrative Ebenenmodell. Ohne narrative oder diegetische Ebenen gibt es keine Stimme. Denn das Ebenenmodell gibt der Stimme ihren Ort, egal wie unanschaulich

⁴¹ Genette 1998, 19.

⁴² Ebd.

⁴³ Genette 1998, 235.

⁴⁴ Zymner 2006, 322.

⁴⁵ Genette 1998, 152.

⁴⁶ Vgl. Blödorn/Langer 2006, 76.

⁴⁷ Vgl. zu den Aporien dieser Differenzierung Shen 2001.

⁴⁸ Genette 1998, 16.

sie konzeptualisiert wird. Dabei darf nicht vergessen werden, dass das Ebenenmodell eigentlich Relationen zwischen verschiedenen Textelementen bezeichnet und dementsprechend nicht statisch zu denken ist. Das unterscheidet es von einem Modell, das zwischen Rahmen- und Binnenerzählungen differenziert und folglich mit der Geschlossenheit des Rahmens kalkuliert.⁴⁹ Nichtsdestotrotz beschreibt das Ebenenmodell eine Hierarchie: „*Jedes Ereignis, von dem in einer Erzählung erzählt wird, liegt auf der nächsthöheren diegetischen Ebene zu der, auf der der hervorbringende narrative Akt dieser Erzählung angesiedelt ist.*“⁵⁰ Jeder Erzählung liegt deshalb mit Hamburger gesprochen eine Funktion außerhalb – auf einer extradiegetischen Ebene – zugrunde, welche die Erzählung hervorbringt.⁵¹ Dass diese Funktion keineswegs mit einem Erzähler besetzt werden muss, betont Genette, wenn er den Herausgeber eines Briefromans als Beispiel für die Besetzung dieser Ebene anführt.⁵² In diesem Fall tritt die narrative Funktion zugunsten der dominierenden Regiefunktion fast zurück, wenn der Herausgeber die Briefe montiert, kommentiert und vermittelt.⁵³ Dabei zeigt sich das Paradox des Ebenenmodells genau an der Stelle der extradiegetischen Funktion, also dort, wo immer erzählt werden muss, von der aber nie erzählt werden darf. „Das Erzählen bringt also das Erzählte, das Erzählte aber auch das Erzählen hervor; wo aber dieser Zirkel beginnt, ist schwer zu sagen.“⁵⁴ Die funktionale Typologie, die Genette für die Verbindung von metadiegetischer und intradiegetischer Ebene annimmt – also: Explikation, thematische Kongruenzen oder lediglich temporal gedachter Aufschub –,⁵⁵ darf damit nicht auf die Relation zwischen extradiegetischer und intradiegetischer Ebene übertragen werden, weil die Extradiegese nur unanschaulich gedacht werden kann.

Neben der Erzählebene, die den Ort des Erzählens in Relation zur Erzählung epistemologisch bestimmt, ist die Frage nach dem Zeitpunkt des Erzählens virulent. Auch hier ist wieder ein relationales Modell leitend: Der Zeitpunkt des Erzählens bezeichnet die temporale Relation des Erzählaktes zur Erzählung. Diese Zeit des Erzählens ist rein diskursiv, also nicht mit der Zeit der Erzählung oder gar des Geschehens zu verwechseln. Neben der eingeschobenen Narration,

⁴⁹ Vgl. Pier 2016.

⁵⁰ Genette 1998, 163.

⁵¹ Auch Genette spricht bezogen auf diegetische Instanzen von „relationale[n] Situationen und Funktionen“ anstelle von „festen Wesen“ (Genette 1998, 163).

⁵² Vgl. Genette 1998, 164.

⁵³ Dieser Aspekt wird im Kapitel II.2 bei der Analyse der *Leiden des jungen Werthers* eine größere Rolle spielen.

⁵⁴ Bleumer 2015, 219.

⁵⁵ Genette 1998, 166 f. Im *Neuen Diskurs* erweitert Genette diese Typologie auf sechs Funktionen (vgl. Genette 1998, 255).

die wiederum einen Ebenenwechsel indiziert, differenziert Genette zwischen späterem, gleichzeitigem und früherem Erzählen und macht dies vor allem an der Tempusmarkierung der Verben fest. Im Gegensatz zur Zeit der Erzählung, die Genette unter dem Begriff der Ordnung analysiert, hat der Zeitpunkt des Erzählens für das grundlegende extradiegetische Erzählen weder konkrete Bestimmung noch Verlauf. Auch hier gilt das Bilderverbot der Extradiegesie: Der Briefroman bringt Genette deshalb an die Grenzen seiner Kategorien. Die Datierung der Briefe und die damit einhergehende konkrete Fixierung in einem Zeitkontinuum bewältigt Genette mit einem Kategorienwechsel, indem er die Briefe als eingeschobene Narration definiert und damit auf die intradiegetische Ebene verschiebt.⁵⁶ Der Briefroman bildet somit die Brücke zur Beteiligung des Erzählens an seiner Erzählung. Denn im Briefroman – darauf weist Genette unter dem Aspekt der Zeit hin – vermischt sich im homodiegetischen Briefschreiber der innere Monolog mit dem nachträglichen Erzählerbericht: „Der Erzähler ist hier, und zwar zugleich, *noch* der Held und *schon* ein anderer“.⁵⁷

Das eingeschobene Erzählen führt Genette also über die Identität zwischen Erzähler und Figur zum Maß der Beteiligung des Erzählens an der Erzählung, das er unter der Kategorie der Person untersucht.⁵⁸ Ähnlich wie bei der Bestimmung des Zeitpunkts des Erzählens leitet Genette seine Kategorie aus der Grammatik her, freilich um „narrative[] Einstellungen“⁵⁹ zu bezeichnen. Dabei unterscheidet er zwischen zwei Einstellungen: In einer heterodiegetischen Erzählung ist die Erzählinstanz kein Teil bzw. keine Figur der erzählten Welt. In der homodiegetischen Erzählung dagegen ist die Erzählinstanz ein Teil der erzählten Welt. Auch für die homodiegetische Erzählung gelten jedoch das Modell der diegetischen Ebenen und damit die Differenzierung zwischen erzählendem und erzähltem Ich, sei der Abstand zwischen den beiden Instanzen – wie im Briefroman – auch noch so gering. Eine Kontinuität zwischen dem erzählten und dem erzählenden Ich wird in der homodiegetischen Erzählung zwar angenommen, aber identisch sind die beiden Größen selbst in der gleichzeitigen homodiegetischen Erzählung nicht, weil das Ich gespalten bzw. auf den beiden ontologischen Ebenen verdoppelt wird.⁶⁰ Gerade für die extradiegetisch-homodiegetische Erzählung gilt, dass das erzählende Ich außerhalb

⁵⁶ Vgl. Genette 1998, 155 f.

⁵⁷ Genette 1998, 155.

⁵⁸ Der mit großem rhetorischen Aufwand zugunsten der Stimme verabschiedete Begriff kehrt also in Form einer Unterkategorie wieder. Vgl. Blödorn/Langer/Scheffel 2006, 1 f.

⁵⁹ Genette 1998, 175. Zu den Implikationen dieser Basis vgl. Steinby 2016.

⁶⁰ Zu den Problemen, das dieses Erzählen den narratologischen Systematiken verursacht, vgl. exemplarisch Avanessian/Hennig 2013.

der Erzählung liegt und damit unanschaulich bleiben muss. Das heißt, dass zwar eine Kontinuität von der erzählenden Welt zur erzählten Welt besteht, an denen die Figur jeweils Anteil hat. Allerdings besteht keine Kontinuität im Ebenenmodell: Die extradiegetische und die intradiegetische Ebene bleiben kategorial unterschieden.

Unter dem Begriff der Stimme versammeln sich also Aspekte zur „Spezifizierung einer pragmatischen Textfunktion“.⁶¹ Dabei ist sie eine Kategorie, die sich lediglich in Relation zu Erzählung und Geschichte erschließt. Überall, wo im Text Hinweise auf eine sich äußernde, eine organisierende, eine kommunizierende, eine ihr Wissen beglaubigende und ihre Erzählung respektive Geschichte bewertende Instanz zu finden sind, springt die Kategorie der Stimme ein, um von dieser Instanz eine mehr oder weniger anschauliche Vorstellung zu schaffen. Das heißt aber auch, dass mit der Stimme weit mehr auf dem Spiel steht, als Genette in seiner narrativen Funktion mit der Aufgabe der Vermittlung zugeben möchte. Denn die anderen, eigentlich extranarrativen Funktionen unterlaufen die Grenze zur rein darstellerischen, nur der narrativen Funktion verpflichteten Stimme – und zwar wegen ihrer epistemologischen Grundierung. Dies lässt sich insbesondere an Genettes persistentem Rekurs auf den Briefroman als Beispiel einer extradiegetischen Organisationsinstanz zeigen, die im Extremfall – das heißt ohne Herausgeberfiktion mit Vorrede und ideologischen Kommentaren – eigentlich keine Stimme hat, aber dennoch implizit zumindest eine Regiefunktion übernimmt, indem sie die Briefe anordnet, sowie eine kommunikative Funktion erfüllt, indem sie die Briefe neu adressiert, und eine Beglaubigungsfunktion erfüllt, indem sie sich implizit für die Briefe verbürgt. Folglich ist eine grundsätzliche epistemologische Funktion auch der abstraktesten narrativen Funktion im Bereich der Stimme nicht abzusprechen.

1.3 Die Folge des Erzählens: Formen der Zeitlichkeit und Motivierung

Die zweite Systemstelle der Narratologie, an der gezeigt werden soll, wie narratologische Systematiken Erkennen reflektieren, röhrt unter dem Begriff der Folge an die grundlegende Definition einer Erzählung. Denn der wahrscheinlich am weitesten verbreitete Definitionsversuch bestimmt eine Erzählung über ihre doppelte temporale Struktur: das Zusammenspiel von Erzählzeit und erzählter

⁶¹ Blödorn/Langer/Scheffel 2006, 1.

Zeit.⁶² Dass Günther Müller bei der Einführung dieser begrifflichen Trennung in die Narratologie ausgerechnet auf Goethes Konzept der Morphologie rekuriert,⁶³ kann als vorsichtiger Hinweis auf die ab dem dritten Teil dieser Systematik zu leistende Historisierung des Konzepts gewertet werden. Doch die mit dieser Zeitstruktur bezeichnete doppelte Abfolge muss um eine entscheidende Funktion erweitert werden, um die Beziehungen der so gereihten Ereignisse zu beschreiben. Dementsprechend argumentiert E. M. Forster in seiner kanonisch gewordenen Differenzierung von *story* und *plot*, dass sich der *plot* insofern auszeichnet, als er die temporale Abfolge der *story* mit einer kausalen Dimension ergänzt.⁶⁴ Folglich steht im Genette'schen System aber nichts weniger als die Grenze zwischen dem ‚Wie‘ und dem ‚Was‘ der Erzählung auf dem Spiel, indem Motivierung und Zeitstruktur unter dem Begriff der Folge zusammengedacht werden.⁶⁵ Mit der Verbindung dieser beiden Aspekte vollzieht die Erzähltheorie – wieder in Genettes Terminologie – einen Sprung von nicht-narrativen zu narrativen Kategorien.⁶⁶ Dementsprechend wird unterstellt, dass das Geschehen als Grundlage jeder Geschichte und Erzählung keine Relationen seiner Ereignisse beinhaltet.⁶⁷ Diese Relationen – die Motivierungen der Ereignisse – werden erst in der Erzählung produziert und stehen damit im Gegensatz etwa zur Berichtsform, die diese Beziehungen nicht herstellt. Dementsprechend verwundert es nicht, dass die Kategorie der Zeit nicht nur Genettes Systematik zwischen *récit* und *narration* überspringt, sondern sie auch Matías Martínez zum Anlass nimmt, unter dem Stichwort der „doppelte[n] Zeitperspektive des Erzählens“ eine Verbindung zwischen Narratologie und Epistemologie herzustellen. Der doppelten Zeitlichkeit entspricht eine „doppelte epistemische Struktur narrativer Texte“.⁶⁸ Martínez führt diese doppelte epistemische Struktur mit dem Begriff der Handlung eng. Eine rein temporale Abfolge von Ereignissen konstituiert dementsprechend noch keine Erzählung, erst Handlungen bilden eine Erzählung. Handlungen unterstellen aber einen „offenen Möglichkeitshorizont des Handelnden“⁶⁹ und damit neben der Vorstellung eines Handlungsträgers

62 Vgl. Werner 2011, 150 f.; Lamarque 2004, 395. Zu den Problemen dieser Differenzierung vgl. Weixler/Werner 2015, 9–11.

63 Vgl. Müller 1968.

64 Vgl. Forster 1974, 60; Chatman 1978, 45 f.

65 Vgl. zur Trennung dieser beiden Aspekte: Martínez/Scheffel 2016, 33–49 und 113–128; bes. 123–128.

66 Vgl. Bleumer 2015, 7–13. Diese Zusammenführung ist nicht neu; sie findet sich prominent bei Roland Barthes. Vgl. Barthes 1988, bes. 146.

67 Vgl. zur Begriffstypologie: Martínez/Scheffel 2016, 27 f.

68 Martínez/Scheffel 2016, 128.

69 Martínez/Scheffel 2016, 126.

kausale Strukturen.⁷⁰ Die Sequenz einer Erzählung suggeriert also Konsequenz. Die doppelte temporale Struktur weist so auf zwei epistemische Punkte hin, die auf zwei verschiedenen Ebenen der narratologischen Systematik angesiedelt sind: einen Punkt, der vom Zeitpunkt des Erzählens aus retrospektiv auf die Vergangenheit der erzählten Welt gerichtet ist, und einen Punkt, der von einem Zeitpunkt im Handlungsverlauf aus prospektiv auf die Zukunft der Handlung verweist. Das heißt: Zeitstruktur und Motivierung sind in einer Erzählung untrennbar verbunden.⁷¹

Diese Verbindung steht nicht im Fokus von Genettes *Diskurs*, obwohl die Zeitanalyse gegenüber den Kategorien des Modus und der Stimme den weitaus größten Teil seiner Untersuchung in Anspruch nimmt. Ausgangspunkt ist auch hier die doppelte temporale Sequenz, die jeder Erzählung zu eigen ist.⁷² Dabei betont Genette, dass es sich bei dem Begriff der Erzählzeit zumindest in einem narrativen Text nur um eine Metapher handelt: Jeder narrative Text hat „keine andere Zeitlichkeit als die, die er metonymisch von seiner Lektüre empfängt“.⁷³ Es handelt sich bei der schriftlichen Erzählung eher um einen „Raum“, der ähnlich „wie eine Straße oder ein Feld“ in der Lektüre durchlaufen wird.⁷⁴ Die Erzählzeit ist eine „Quasi-Fiktion“,⁷⁵ eine „*Pseudo-Zeit*“,⁷⁶ die es aber erlaubt, die Darstellung der erzählten Zeit relational zu bestimmen. Unter dem Begriff der Ordnung untersucht Genette folglich die Relation der Ereignisfolge zur Reihenfolge ihrer narrativen Darstellung. Dabei konzentriert er sich auf Anachronien, also auf Phänomene der „Dissonanz zwischen der Ordnung der Geschichte und der Erzählung“,⁷⁷ die entweder als Antizipation (also Prolepsen) oder Retrospektion (also Analepsen) zu klassifizieren sind. Mit den Begriffen von Prolepsis und Analepsis versucht Genette – ähnlich wie beim Begriff der Stimme – „die

⁷⁰ Die andere Seite desselben Problems wäre prinzipiell die Frage nach dem Handlungsträger und damit die Frage nach der Figur. Mit dieser Umkehrung des Verhältnisses von Handlung und Handlungsträger wäre bezogen auf Erzähltexte allerdings eine Verschiebung des Erkenntnisinteresses verbunden: Statt einer Typologie der Erzählfunktionen stünde eine Typologie der figuralen Funktionen für die Handlung im Zentrum, den am prominentesten Fotis Jannidis als dritten Punkt des Forschungsfeldes zur Figur definiert. Vgl. Jannidis 2004, 6, 104–108.

⁷¹ Dasselbe Problem, allerdings unter theoretisch anders gelagerten Voraussetzungen – und einem dementsprechend anders strukturierten Funktionsbegriff, der von Vladimir Propp inspiriert ist – untersucht Emma Kafalenos. Vgl. Kafalenos 2006, 1–26.

⁷² Vgl. Genette 1998, 21.

⁷³ Genette 1998, 22.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Vgl. Weixler/Werner 2015, 10.

⁷⁷ Genette 1998, 23.

psychologischen Konnotationen⁷⁸ zu umgehen, die bei der Zeitstruktur der Erzählung zu Tage treten. Denn alle Anachronien brauchen Träger; sie sind – wieder mit Genette gesprochen – subjektiv (also von Figuren abhängig) oder objektiv (also von der Erzählung bzw. von ihrer Stimme abhängig). Damit hängt die Zeitstruktur stets von einer Epistemologie ab, die vor allem bei der Prolepsis zu Tage tritt. Jedes Wissen von der Zukunft ist begründungsbedürftig, besonders, wenn es sich bei den Trägern der Anachronie um Figuren mit anthropomorpher Epistemologie handelt.⁷⁹ Dementsprechend verwundert es nicht, dass Scheffel in seiner Darstellung von Genettes Kategorien der Zeitanalyse prominent auf Texte mit unzuverlässigem Erzählen rekurriert.⁸⁰ Dazu greift Scheffel auf Eberhard Lämmerts Differenzierung zwischen zukunftsgewissen und zukunftsungewissen Vorausdeutungen zurück, um Anachronien zu klassifizieren und so ihre Funktionen zu bestimmen.⁸¹ Gerade in den Funktionen der Anachronie wird deutlich, dass diese die Informationsvermittlung steuern und dabei stets Erkennen abbilden. Deshalb findet Scheffel in Texten mit unzuverlässigem Erzählen Beispiele für die Behandlung von Anachronien, und deshalb muss Genette die Verbindungen der temporalen Ordnung zu Aspekten des Modus ständig rhetorisch kappen.⁸²

In Texten, die es nicht erlauben, eine temporale Ordnung der erzählten Ereignisse zu rekonstruieren, wird diese epistemologische Funktion der Zeitstruktur besonders fatal, da die Epistemologie der Erzählung verunsichert wird. In diesen Fällen der Achronie, wo weder Prolepsen noch Analepsen konstatiert werden können, wechselt Genette konsequenterweise das Register, indem er die Anordnung auf der Ebene der Erzählung nicht mehr temporal bestimmt, sondern andere Kriterien (räumliche Struktur, Figurenkonstellation oder Handlungslogik) heranzieht, um die „temporale Autonomie“⁸³ zu untersuchen. Allerdings sprengen diese Kriterien Genettes Systematik, der sowieso davon ausgeht, dass Erzählungen sich der Achronie nur annähern können.⁸⁴ Nur in einer Fußnote benennt Genette diese nicht zu bestimmenden Anachronien an der Grenze zur Achronie als „zeitliche Syllepsen [...] (sofern sie eben zusammen-fassen [sic])“⁸⁵. Zusammenfassung ohne Zeit, als Ellipse der temporalen Relations-

⁷⁸ Genette 1998, 25.

⁷⁹ Vgl. Esposito 2007, 7–12.

⁸⁰ Vgl. Martínez/Scheffel 2016, 39–42.

⁸¹ Genette selbst rezipiert Lämmert, aber nur bezogen auf Analepsen und nicht auf Prolepsen. Vgl. Genette 1998, 36.

⁸² Vgl. Genette 1998, 25, 33 u. ö.

⁸³ Genette 1998, 58.

⁸⁴ Vgl. Genette 1998, 54.

⁸⁵ Genette 1998, 58.

bestimmung, aber doch durch die Erzählzeit in eine Sukzession gebracht: So wird diese Form der Unterbestimmtheit – durchaus rhetorisch zu verstehen als „Weglassung mit Komplikation“⁸⁶ – zu einem Einfallstor nicht-narrativer Funktionen in die Zeitstruktur der Erzählung. Wie Genette selbst an den Strukturen der Proust'schen *Recherche* vorführt, drängt diese Unterbestimmtheit zur Interpretation, die er dem Erzähler zuschreibt, der „[i]n Wahrheit [...] höchst einsichtige Gründe [hatte], um unter Mißachtung aller Chronologie die Ereignisse nach ganz anderen Maßstäben zu gruppieren“⁸⁷ – Maßstäbe freilich, die in der Erzählung keineswegs reflektiert werden müssen, sondern interpretiert werden wollen. Besonders problematisch wird hier das Konzept der Erzählzeit, da die Gruppierung nicht mehr in Relation zur erzählten Zeit gesetzt werden kann, sondern andere Verbindungen fordert, nämlich Motivierungen.

Diese Probleme der Erzählzeit verschärfen sich noch unter dem Aspekt der Dauer, weil es den „Referenz- oder Nullpunkt“⁸⁸ – in diesem Fall die absolute Isochronie – nicht geben kann. Denn Erzählzeit kann lediglich in Seiten- oder Zeichenzahl des Textes gemessen werden; Angaben zur Geschwindigkeit als Maßstab für die Dauer der Erzählung lassen sich daraus nur in begrenztem Maß ziehen. Auch auf der anderen Seite der Gleichung – der Dauer der erzählten Ereignisse – sieht es nicht besser aus, „da die diegetische Zeit fast nie mit der Genauigkeit, die hierzu [für die Analyse der Dauer, SM] vonnöten wäre, angegeben (oder erschließbar) ist“.⁸⁹ Stattdessen geht es Genette um relative Geschwindigkeitsänderungen. Diese relativen Geschwindigkeiten fasst er unter vier Grundformen von „narrativen *Tempi*“.⁹⁰ Ellipse und Pause bilden die Extrempunkte dieses Geschwindigkeitsspektrums: Während in der Pause das erzählte Geschehen still zu stehen scheint, die Erzählung aber trotzdem Text – vor allem durch Beschreibungen – produziert, bezeichnet die Ellipse das Gegenteil, wenn Ereignisse in der Erzählung übersprungen werden. Dazwischen siedelt Genette die Szene und die summarische Erzählung an. Bezeichnet die Szene zeitdeckendes Erzählen im weiteren Sinne und besteht sie vor allem in der Wiedergabe wörtlicher Rede – etwa im Dialog –, meint die summarische oder raffende Erzählung lediglich, dass die Erzählung eine geringere Zeit beansprucht als ihr Gegenstand. Der Asymmetrie dieser Typologie ist sich Genette zwar bewusst.⁹¹ Dennoch lässt er den Fall der zeitdehnenden Erzählung als Sonderfall außen vor,

⁸⁶ Groddeck 2008, 171.

⁸⁷ Genette 1998, 58.

⁸⁸ Genette 1998, 61.

⁸⁹ Genette 1998, 62.

⁹⁰ Genette 1998, 67.

⁹¹ Vgl. Genette 1998, 68.

da die Zeitdehnung in den von ihm untersuchten Fällen lediglich indirekt über verschiedene Einschübe – also Pausen – funktioniert.⁹² Neben der Dehnung, die so eine vermehrte Präsenz der Stimme anzeigt, bereitet die Pause die meisten Probleme für Genettes Systematik. Trotz der scheinbar endlosen Beschreibungen in Prousts *Recherche* kommt Genette nämlich zum Schluss, dass eigentlich keine Pause vorliegt. Im Gegenteil: „das Prinzip einer zeitlichen Kongruenz“⁹³ scheint die Regel in Prousts Text zu sein. Denn jede Deskription von Seiten der Stimme, jede Abschweifung der Erzählung hat ihr Äquivalent in der geistigen Tätigkeit der Figur. Damit wechselt Genette wieder einmal die Systemstelle: Um das Tempo der *Recherche* angemessen beschreiben zu können, muss er auf den Modus der Erzählung – der Beziehung zwischen Erzählperspektive und Figurenperspektive – rekurrieren.⁹⁴ In diesem kategorialen Sprung wiederum zeigt sich die epistemologische Grundierung der Stimme, die hier – folgt man Genettes Proust-Interpretation – zwei epistemische Einheiten miteinander verschaltet, nämlich erzählendes und erzähltes Ich.

Mit der Frequenz – Genettes letztem Kriterium der Zeitanalyse – scheint auf den ersten Blick ein nur unscheinbares Verhältnis in narrativen Texten auf dem Spiel zu stehen: Wie oft wird ein Ereignis erzählt? Allerdings ist nicht das einmalige und einzigartige Ereignis das Basiskonzept dieser Kategorie, sondern das wiederholte Ereignis. Denn während die singulative Erzählung (n-mal erzählen, was n-mal passiert ist) und die repetitive Erzählung (n-mal erzählen, was einmal passiert ist) weniger Probleme bereiten, bildet die iterative Erzählung (einmal erzählen, was n-mal passiert ist) das Zentrum „in der gesamten Geschichte des klassischen und modernen Romans“.⁹⁵ Worin besteht das Potenzial der iterativen Erzählung? Erneut greift Genette auf die rhetorische Figur der Syllepsis zurück, um die Funktion der Iteration zu beschreiben. Denn die iterative Erzählung erlaubt mit minimalem Einsatz maximale Weltschöpfung, und insofern ähnelt ihre Funktion der Beschreibung mit dem Unterschied, dass sie einen temporalen Index besitzt. Zwar ist die iterative Erzählung oft singulativ erzählten Ereignissen untergeordnet. Doch bildet sie den Hintergrund, ohne den das singulative Ereignis nicht existieren könnte. Der Übergang von iterativer zu singulativer Erzählung bindet demzufolge auch die größte Energie in

⁹² Auch Scheffel verweist zunächst auf faktuale Erzählungen, wenn er zeitdehnendes Erzählen diskutiert. Seine anderen Beispiele sind wiederum mit Bewusstseinsdarstellungen verbunden, seien diese das Bewusstsein eines unzuverlässigen Erzählers wie in *An Occurrence at Owl Creek Bridge* oder der Figuren wie in *To the Lighthouse* (vgl. Martínez/Scheffel 2016, 47).

⁹³ Genette 1998, 73.

⁹⁴ Vgl. Genette 1998, 75f.

⁹⁵ Genette 1998, 83.

Genettes Typologie, der die iterative Erzählung weiter in externe und interne Iteration unterteilt und damit die Reichweite der iterativen Passage in Bezug auf die sie umgebende, im Modellfall singulative Szene bezeichnet. Mischformen dieser Beziehungen beschäftigen Genette intensiv, sodass er schließlich bezogen auf Proust „eine Art *Trunkenheit der Iteration*“⁹⁶ konstatiert. Auch wenn sich Genette wehrt, diese sich vor allem in Tempusformen der Verben manifestierende Mischung „psychologisch zu erklären“,⁹⁷ rekurriert er stets auf Prousts Fähigkeiten als Erzähler und damit auf bestimmte Aspekte der Stimme in der Darstellung der Erzählung. Mit anderen Worten: Er schließt vom narrativen Diskurs auf eine denkende, ordnende, ja epistemologische Funktion, die diese relationalen Zuordnungen – hier der temporalen Folge – regelt. Die iterative Reihe bietet demnach Anlass, weiter zwischen den Aspekten der Determination, Spezifikation und Extension der jeweiligen Iteration zu differenzieren.⁹⁸ Diese und weitere Unterscheidungen, die Genette vornimmt, spielen im Detail für mein Argument nur eine untergeordnete Rolle.⁹⁹ Wie Genette auch im *Neuen Diskurs* betont,¹⁰⁰ ist die Syllepse allerdings das der Zeitstruktur – vor allem bezogen auf Prousts *Recherche* – zugrundeliegende Prinzip. Brüche in den Tempusformen der Verben fassen disparate Ereignisse des erzählten Geschehens auf der Oberfläche des narrativen Diskurses zusammen. Die Syllepse stellt einen Zusammenhang her, wo die Chronologie der Ereignisse keinen Zusammenhang nahelegt. Dementsprechend weist die Frequenz nicht nur darauf hin, dass es sich bei Prousts *Recherche* weniger um einen Roman der verlorenen und wiedergefundenen Zeit handelt oder vielleicht sogar um einen Roman „der beherrschten, gefangen, verhexten, heimlich subvertierten oder besser *pervertierten* ZEIT“.¹⁰¹ Vielmehr verweist die Frequenz auf die mit der Zeitstruktur untrennbar verbundene epistemologische Funktion, die – als Zuordnungsvorschrift – in jeder Erzählung einen Mehrwert gegenüber der Ereignisreihe der erzählten Geschichte produziert.

1.4 Der Modus des Erzählens: Formen der Distanz und Perspektive

Bereits bei der Untersuchung von Stimme und Zeit greift Genette vermehrt auf die Relation zwischen Erzählung und Figuren zurück, die unter dem Stichwort

⁹⁶ Genette 1998, 88.

⁹⁷ Ebd.

⁹⁸ Vgl. Genette 1998, 91–100.

⁹⁹ Vgl. etwa Genette 1998, 217 f.

¹⁰⁰ Vgl. ebd.

¹⁰¹ Genette 1998, 114.

des Modus vor allem bei der Untersuchung der Perspektive in den Mittelpunkt rückt, womit er Stanzels Typologie bekanntermaßen stark modifiziert.¹⁰² Denn mit der Engführung von Wissen und Perspektive ist hier die Systemstelle der Narratologie erreicht, die Epistemologie am offensichtlichsten reflektiert. Der Grund für diese Offensichtlichkeit liegt in der Figurenperspektive, die unter dem Stichwort der Fokalisierung eine perspektivische Beschränkung auf die erzählte Welt mit der epistemologischen Beschränkung des Wissens über diese Welt engführt. Allerdings gehört zur „*Regulierung der narrativen Information*“¹⁰³, die mit dem Modus erfasst wird, nicht nur die Perspektive des Erzählers, sondern auch die Distanz der erzählten Ereignisse. Unter Distanz versteht Genette die Mittelbarkeit der narrativen Informationen. Dabei differenziert er zwischen Erzählung von Ereignissen und Erzählung von Worten. Denn Worte – also Figurenrede – bilden in autonomer direkter Rede den Extremfall des dramatischen Modus mit geringstmöglicher Mittelbarkeit. Dabei bleibt auch die autonome direkte Rede dem Medium des narrativen Textes verbunden: „Mimesis auf der Ebene der Sprache [kann] immer nur Mimesis von Sprachlichem sein“.¹⁰⁴ Erzählung von Ereignissen ist dagegen – trotz aller Realitätseffekte¹⁰⁵ – immer „Umsetzung von Nichtsprachlichem in Sprachliches“¹⁰⁶. Es geht Genette unter dem Stichwort des Modus also um eine der ältesten Streitfragen, wenn das Leistungsprofil der Literatur – gerne kontrastiv in ihren einzelnen Gattungen – verhandelt wird: Wie kann Literatur „möglichst detailliert, präzis oder ‚lebendig‘ erzählen“?¹⁰⁷

Um die Regulierung der Distanz zu erfassen, führt Genette als Ausgangspunkt seiner Diskussion folgende Formel ein, die das Nullsummenspiel der narrativen Informationsverteilung auf den Punkt bringt: „*Information + Informant = K(onstant)*“.¹⁰⁸ Damit meint er bezogen auf narrative Darstellungen, dass sich die Anwesenheit der Erzählinstanz und ihrer Erzählung indirekt proportional verhalten. Je stärker eine Erzählinstanz – als Vermittler der narrativen Information – in den Hintergrund tritt, desto stärker rückt ihre Erzählung in den Vordergrund. Maximal anschauliches Erzählen zeichnet sich damit durch ein „*Infor-*

¹⁰² Vgl. Martínez/Scheffel 2016, 94–100; Lahn/Meister 2016, 90.

¹⁰³ Genette 1998, 115.

¹⁰⁴ Genette 1998, 117, vgl. auch 222.

¹⁰⁵ Bereits Genette verweist in diesem Zusammenhang auf Barthes. Vgl. Genette 1998, 117, 222.

¹⁰⁶ Genette 1998, 118.

¹⁰⁷ Genette 1998, 117.

¹⁰⁸ Genette 1998, 118. Im *Neuen Diskurs der Erzählung* weist er die Formel nur als Ausgangspunkt seiner Analyse zurück. Vgl. Genette 1998, 222.

mationsmaximum und ein Informantenminimum“¹⁰⁹ aus. Doch die Systematik ereilen damit Probleme. Einerseits scheint das Informationsmaximum eine minimale Erzählgeschwindigkeit zu fordern und berührt damit den Aspekt der Zeit. Andererseits verweist die Anwesenheit des narrativen Vermittlers auf den Aspekt der Stimme. Noch größere Probleme bekommt Genette aber bei seiner Proust-Lektüre. Selbst bei größtmöglicher Abwesenheit der Erzählinstanz in ihrer narrativen Funktion ist sie – auch im dramatischen Modus – funktional als „Quelle, Garant und Organisator der Erzählung“ präsent.¹¹⁰ Dergestalt produziert die *Recherche* das Paradox einer „*Intensität der Mittelbarkeit*“¹¹¹ wenn sie das Informationsmaximum mit Informantenmaximum verbindet. Darin besteht für Genette auch das Exzessionelle der *Recherche*: „Extreme Mittelbarkeit und gleichzeitig Fülle und Gipfel des Unmittelbaren“,¹¹² wo zeitliche und modale Distanz auseinandertreten, also trotz großen Abstands zwischen erzählendem und erzähltem Ich der Eindruck von Unmittelbarkeit produziert wird.

Die Mittelbarkeit der Erzählung von Worten scheint der narratologischen Systematik zunächst weniger Probleme zu bereiten als die Erzählung von Ereignissen. Denn den verschiedenen Graden von Mittelbarkeit entsprechen grammatische Formen. Bei der autonomen direkten Rede zieht sich die Erzählinstanz scheinbar zurück; „auch noch die letzten Spuren der narrativen Instanz“ sind im Extremfall verschwunden.¹¹³ Im Gegensatz dazu inszeniert die erzählte Rede die maximale Präsenz der narrativen Funktion bis hin zur bloßen Erwähnung eines sprachlichen Akts. Die erlebte Rede oder freie indirekte Rede ist dagegen zwischen den beiden Extremen der Mittelbarkeit zu situieren. Als transponierte Rede ist sie die „Vermengung der Stimmen“,¹¹⁴ weil sowohl die Erzählinstanz als auch die Figur spricht. Den von Dorrit Cohn prominent kritisierten – wie Genette selbst konzidiert – „zu kurze[n] Absatz“¹¹⁵ zur freien indirekten Rede erweitert Genette im *Neuen Diskurs* und präzisiert, dass es sich dabei um eine „Vermengung von Rede und Denken“¹¹⁶ handelt. Das weist auf eine der größten Innovationen der transponierten Rede unter dem Aspekt der Distanz hin, die in ihrer Unabhängigkeit von der Perspektive besteht: Denn die freie indirekte Rede inszeniert zwar die Nähe zur Figurenrede, sei diese nun gesprochen oder bloß

¹⁰⁹ Genette 1998, 119.

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² Genette 1998, 120.

¹¹³ Genette 1998, 123.

¹¹⁴ Genette 1998, 129. Zur freien indirekten Rede vgl. die kanonische Studie Cohn 1983.

¹¹⁵ Genette 1998, 226.

¹¹⁶ Ebd.

gedacht. Aber sie ist losgelöst von der Beschränkung der Perspektive auf die Wahrnehmung und das Wissen der Figur.

Diese Beschränkung untersucht Genette unter dem Begriff der Fokalisierung mithilfe der für diesen Problemkomplex einschlägig erprobten optischen Metapher,¹¹⁷ die bereits darauf hinweist, dass er in diesem zweiten Modus der Informationsregulierung zwei Aspekte miteinander verbindet: Wissen und Wahrnehmung.¹¹⁸ Es geht also nicht nur um die Relation zwischen Wahrnehmen und Erzählen, sondern auch um die Beschränkung von Wissen.¹¹⁹ Die Übersicht der Nullfokalisierung impliziert dementsprechend Allwissenheit, die Mitsicht der internen Fokalisierung ein auf den Punkt der Mitsicht beschränktes Wissen und die Außensicht der externen Fokalisierung ein maximal beschränktes Wissen.¹²⁰ Wissen ist für Genette aber stets nur die Repräsentation von Information und nie eine inhaltliche Größe. Aus diesem Grund disqualifiziert er – neben anderen – Wayne C. Booths Konzept des unzuverlässigen Erzählers als unzulässige Vermischung von Stimme und Modus.¹²¹ Entscheidend für Genettes Konzept der Fokalisierung ist seine Variabilität in der Mikroperspektive: Perspektivänderungen können bis in einzelne Nebensätze verfolgt werden; Beschränkungen der Perspektive können dadurch sehr detailliert gefasst und die Flexibilität des Erzählens genauer beschrieben werden. Den Test für interne Fokalisierung auf Satzebene definiert Genette – gut strukturalistisch und angelehnt an Roland Barthes – dadurch, dass die entsprechende Passage von der dritten in die erste Person umformuliert werden kann, ohne dass sich syntaktische Elemente verschieben müssen.¹²² Besonders für homodiegetische Erzählungen aber gilt, dass zwischen Phänomenen der Stimme und der Fokalisierung strikt unterschieden werden muss. Auch homodiegetische Erzählungen können mit Nullfokalisierung oder externer Fokalisierung arbeiten, weil erzählendes und erzähltes Ich vor allem bezogen auf ihren „Informationsstand [...] eben nicht identisch“ sind.¹²³

Neben variabler Fokalisierung schwächt Genette bestimmte Wechsel der Fokalisierung ab und weist ihnen Aufgaben für die Erzählung zu. Das heißt,

¹¹⁷ Das reflektiert Genette durchaus, wenngleich implizit, wenn er den Roman mit dem Film vergleicht: „Im Unterschied zum Filmemacher ist der Romancier nicht gezwungen, irgendwo seine Kamera aufzustellen: er hat keine“ (Genette 1998, 241).

¹¹⁸ Vgl. Kablitz 1988; Niederhoff 2013; Jesch/Stein 2009; Koschorke 2013, 84–90.

¹¹⁹ Vgl. Herman 2013, 162–192.

¹²⁰ Vgl. Genette 1998, 134.

¹²¹ Vgl. Genette 1998, 133. Das kritisiert Genette ebenso an der systematischen Kritik und Weiterentwicklung der Fokalisierung durch Mieke Bal, wie sie etwa in Bal 2006 formuliert sind (vgl. Genette 1998, 241).

¹²² Vgl. Genette 1998, 137.

¹²³ Genette 1998, 138. Vgl. ebd., 141.

dass zwischen den einzelnen Fokalisierungstypen keine feste Grenze besteht, sondern ein Kontinuum, das aber – anders als der strukturalistisch-syntaktische Test – von der Informationsvermittlung und damit von einem inhaltlichen Kriterium abhängt. So unterscheidet er zwischen der Paralipse als „absichtliche[r] Auslassung“¹²⁴ auf der einen Seite und der Paralepse als „Informationsüberschuß“¹²⁵ auf der anderen. In diesem Zusammenhang – also genau an dem Punkt, an dem inhaltliche Kriterien die formale Systematik bedrohen – warnt Genette davor, Information mit Interpretation zu verwechseln, also die Grenze zwischen Ordnungsfunktion und ideologischer Funktion zu überschreiten. Seine Beispiele verweisen bezeichnenderweise auf Klassiker des unzuverlässigen Erzählens,¹²⁶ in denen „der Erzähler [...] nicht begriffen [hat], was er erzählt“.¹²⁷ Das Konzept der Fokalisierung ist damit stark von der Erzählfunktion abhängig: Ohne Informationsselektion gibt es keine Perspektivierung. Doch die Regulierung der narrativen Information geht über die Perspektivierung weit hinaus. Das Wissen einer Erzählung erschöpft sich nicht in der Perspektivierung, worauf Bleumer hinweist: „Denn der Erzähler weiß am Ende nicht einfach nur *mehr*, er weiß es *besser*.“¹²⁸ Damit sind die Grenzen der Perspektivierung zu anderen Kategorien durchlässig, insbesondere zu derjenigen der Stimme. Auch Prousts *Recherche* macht Genettes sauberer Systematik letztlich einen Strich durch die Rechnung, indem sie „theoretisch unvereinbare Fokalisierungen“¹²⁹ gegeneinander ausspielt und von einer Position erzählt, die „gleichzeitig innen und außen“ ist.¹³⁰

Wahrnehmung, Wissen und Darstellung der erzählten Ereignisse spielen also selbst bei der Fokalisierung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Folglich basiert die Frage nach der Perspektivierung in der Erzählung ebenfalls auf einer epistemologischen Funktion, die den Zugriff auf die erzählte Welt regelt¹³¹ und diesen zugleich – im Sinne einer Beobachtung zweiter Ordnung – reflektiert. Wenn diese epistemologische Funktion aber als Zuordnungsvorschrift nach Hamburger die Grundlage der Fokalisierung bildet, ist eine reine Nullfokalisie-

¹²⁴ Genette 1998, 139.

¹²⁵ Genette 1998, 140.

¹²⁶ *What Maisie knew* von Henry James schildert z. B. die Geschichte aus der beschränkten Perspektive eines Kindes; Ernest Hemingways *Hills like White Elephants* erzählt ebenfalls aus einer sehr zurückhaltenden Perspektive, die die erzählte Welt nur notiert, aber nicht bewertet.

¹²⁷ Genette 1998, 140.

¹²⁸ Bleumer 2015, 19.

¹²⁹ Genette 1998, 149.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Diese Zugangsbedingungen ähneln den „accessibility relations“, wie sie die Theorie möglicher Welten aufstellt. Vgl. Ryan 2013, 2, 25.

rung – die absolute Übersicht und Allwissenheit – undenkbar. Jedes Element der Erzählung ist in irgendeiner Form als Relation von mindestens zwei Ich-Origines zu fassen.¹³² Der erkenntnistheoretische Ort dieser Zuordnung ist notwendigerweise abstrakt; die Regeln, nach denen sie funktioniert, sind es jedoch nicht. Doch um sie zu untersuchen, bedarf es einer historischen Analyse, weil die Regeln spezifisch und keineswegs universell gelten. Sie sollen für das späte achtzehnte Jahrhundert im zweiten und dritten Teil dieses Kapitels untersucht werden, wo zunächst nach der Rolle des Erkennens in drei exemplarischen Reflexionen des Erzählens gefragt wird. Anschließend untersuche ich umgekehrt die Rolle des Erzählens in drei exemplarischen Reflexionen des Erkennens.

1.5 Zwischenfazit: Die narrative Funktion

Ausgehend von der klassischen narratologischen Frage nach dem Erzähler habe ich die Funktionen des Erzählens untersucht. Genettes grobe Skizze zu den „Funktionen des Erzählers“¹³³ in einem Unterkapitel zum Aspekt der Stimme bildet das Zentrum für die Untersuchung des Verhältnisses von Erzählen und Erkennen. Mit seiner Typologie der Funktionen unterscheidet er verschiedene Aufgaben der Stimme für den narrativen Text, lagert aber mit den extranarrativen Funktionen aus der Narratologie grundlegende Fragen aus, die ihn nichtsdestotrotz in seiner Untersuchung der narrativen Funktion immer wieder heimsuchen. Diese Heimsuchung ist leitend für die Untersuchung des Verhältnisses von Erzählen und Erkennen. Um die narrative Funktion aber dementsprechend zu rekonfigurieren, habe ich auf Hamburger Konzept der Erzählfunktion zurückgegriffen. Sie versteht unter der Erzählfunktion nicht die Aufgabe der Vermittlung im Sinne Genettes, sondern eine Zuordnungsvorschrift, die verschiedene syntagmatische Aussagen paradigmatisch verbindet. Zuordnung bei Hamburger ist kein Rückschluss von Aussagen auf ihre Aussageinstanz, sondern eine bedeutungsgenerierende Struktur. Damit verändert sich die klassische narratologische Frage nach dem Erzähler ein weiteres Mal, indem nun nach den Regeln gefragt wird, nach denen diese Zuordnung erfolgt. Diese Regeln sind bei Hamburger erkenntnistheoretisch grundiert, weil jedes Erzählen als Basis der Zuordnung eine fiktive Ich-Origo innerhalb einer Erzählung entwirft, von der aus die erzählte Welt erschlossen wird. Folglich ist die

¹³² Damit geht es mir dezidiert nicht wie der kognitiven Narratologie um mentale Zustände, die durch Literatur ausgelöst werden, sondern um die Abbildung epistemologischer Strukturen im narrativen Text. Vgl. Herman 2013a.

¹³³ Genette 1998, 183.

Erzählfunktion auf der Ebene der Darstellung eine epistemologische Funktion. Was Genette in seinem System nicht bewältigt, wird bei Hamburger zur positiven Bestimmung der Erzählfunktion, die nun im Kern epistemologisch ist, weil sie nicht nur die erzählte Welt vermittelt, sondern den Zugriff auf die erzählte Welt reflektiert.

Diese epistemologische Funktion hat ihren Ort im Genette'schen Modell der diegetischen Ebenen, das die Relation verschiedener Erzählungen hierarchisch bestimmt. Besonderes Augenmerk fordert die extradiegetische Ebene, die immer erzählt, von der aber nie erzählt werden darf. Wo immer in der Erzählung Indizien für eine sich äußernde, eine die Erzählung organisierende, eine kommunizierende, eine ihr Wissen beglaubigende und ihre Erzählung bewertende Instanz erscheinen, wird auf die Kategorie der Stimme verwiesen, um diese Indizien funktional zu beschreiben und zu bündeln.

Eine weitere Zuordnungsvorschrift der narrativen Funktion wird unter dem Aspekt der Folge spezifiziert. Damit verbindet sich die temporale Sequenzierung der erzählten Ereignisse mit der Bewertung dieser Folge. Insbesondere die zeitliche Syllepsis stellt Genettes Systematik vor die Herausforderung, dass die Ordnung von Ereignis und Erzählung nicht rekonstruiert werden kann. Die Suche nach Verbindungen der erzählten Ereignisse wird darum keineswegs suspendiert, sondern im Gegenteil: sie proliferiert. Die Zeitstruktur hat demnach eine epistemologische Funktion, die in jeder Erzählung gegenüber der dargestellten Ereignisreihe einen Mehrwert schafft, indem sie Motivierungen zwischen den Ereignissen postuliert.

Der Modus einer Erzählung regelt schließlich die Darstellungsweise der Informationen über die narrative Welt, mithin ihre Mittelbarkeit und Perspektive. Genettes Konzept der Fokalisierung verbindet in der Informationsbeschränkung durch die Erzählung die Aspekte der Wahrnehmung und des Wissens. Diese viel kritisierte Vermischung erweist sich in meiner Analyse aber als äußerst produktiv für den Zusammenhang von Erzählen und Erkennen, weil sie das epistemologische Profil der Erzählfunktion abermals betont. Mit Hamburger gesprochen können so die in der Erzählung einander zugeordneten Ich-Origines – die Punkte des Erkennens in der Erzählung – beschrieben werden, ohne auf das Wissen einer – im Extremfall unanschaulichen – Erzählinstanz zu schließen. Vielmehr wird über den Modus der Erzählung die Flexibilität des Erzählens beschreibbar.

Wie das Kapitel gezeigt hat, bietet Genettes klassische narratologische Systematik vielfältige Anknüpfungspunkte für den Zusammenhang von Erzählen und Erkennen. Dieser systematisch erschlossene Zusammenhang soll im kommenden Unterkapitel historisch analysiert werden. Denn in den Poetiken des achtzehnten Jahrhunderts hat die Verbindung von Erzählen und Erkennen an-

hand der drei behandelten Problemkomplexe von Ort, Folge und Modus erstaunlicherweise ihren eigentlichen systematischen Ursprung, den ich erstmals in der Forschungsgeschichte der historischen Narratologie herausarbeite.